Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 520. **Montag** den 12. October 1896. **90. Jahrgang.**

Amtlicher Theil.

Bekanntmachung.

Wegen Reinigung der Geschäftsräume können in unserem Meldeamte, Wächterstraße Nr. 5,
am 13. dieses Monats
in Abtheilung II (für Fremde),
am 14. dieses Monats
in Abtheilung I, Buchstabe M—Z (für bleibende Einwohner), sowie in Abtheilung III (für Dienstboten), ferner
am 16. dieses Monats und
am 17. dieses Monats Vormittags
in Abtheilung I, Buchstabe A—L (für bleibende Einwohner) nur **dringliche Geschäfte** erledigt werden.

Leipzig, am 8. October 1896.

Das Polizeiamt der Stadt Leipzig.

D. R. 5044. Bretschneider. H.

Episoden aus der Völkerschlacht bei Leipzig.

Nach Berichten von Augenzeugen.

△ Dreiundachtzig Jahre sind im Strome der Zeit dahingerauscht, seitdem auf Leipzigs Fluren die ewig denkwürdige Schlacht, die der preußische General Müffling zuerst mit dem Namen „Völkerschlacht" bezeichnete, geschlagen ward. Manches kriegsgeschichtliche Werk ist über dieselbe verfaßt worden, in dem der Leser genauen Aufschluß über die Stellungen und Stärken der einzelnen Armeen erhält, aber über die mehr nebensächlichen Vorgänge in jenen großen Tagen fließen die Quellen nur spärlich. Es würde von diesen Nebenhandlungen heute noch weniger bekannt sein, wenn nicht in den Jahren nach der Schlacht und auch schon während derselben einzelne Augenzeugen davon Aufzeichnungen gemacht hätten, die vor nun mehr als fünfzig Jahren Moritz Jänj, evangelischer Pastor, sammelte und so der Nachwelt aufbewahrte. Seinen Darstellungen folgen wir nun bei den nachfolgenden Episoden und führen den Leser zunächst nach

Schönefeld,

das ja während der Völkerschlacht so furchtbar gelitten hat.

In Schönefeld war 1813 M. Christian Gottlob Schmidt Pfarrer; er war von Anfang an Zeuge des Völkerkampfes und hat die Einzelheiten desselben, soweit sie Schönefeld und dessen nächste Umgebung betroffen, bald aufgezeichnet unter „Nachricht über das unser armes Schönefeld am 18. October 1813 betroffene große Unglück, wodurch der Herrenhof mit allen seinen schönen und weitläufigen Gebäuden, die Kirche, Pfarr- und Schulwohnung, die größten Güter des Dorfes — durch die Mordbrennerei der Franzosen im Feuer aufgegangen sind, und im ganzen Dorf kein Haus unbeschädigt geblieben ist — meinen lieben Nachfolgern im Amte zur mitleidigen Beherzigung und mit dem Wunsche, daß Gott sie vor einem so harten Schicksale bis in die spätesten Zeiten bewahren wolle."

Nach einem kurzen Rückblicke auf die politischen und kriegerischen Ereignisse in den Jahren 1806—1813 kommt er auf die Octoberereignisse in Sachsen, besonders auf die in Schönefeld zu sprechen. „Am Michaelistage, den 29. September 1813, betrat das aus 20 000 Mann bestehende Armeecorps des französischen Marschalls Marmont unsere Gegend. Ich in der Pfarre bekam an diesem Tage vierfache Einquartierung und noch am Abend 36 Mann Infanterie. Die Truppen machten hier und da im Dorfe und um das Dorf her mehrere Bivouacs, brachten ganze Heerden Vieh mit, die sie nun in unsere Krautfelder trieben, und richteten in unseren Planken und Gärten großen Schaden an. Auf den Feldern neben der Lindenallee war ein Theil der kaiserlichen Equipagen postirt. Die Reiterei und das Fuhrwesen fouragirten ohne Unterschied und ohne Erbarmen. Unser Getreide wurde ohne alle Umstände und Schonung aus unsern Scheunen fortgeschleppt. Von Hühnern und anderem Federvieh hatten wir lange nichts mehr zu sehen bekommen, und zehn Mastschweine hatten sie an einem Tage auf meinem Hofe abgestochen.

Die dem 18. October vorhergehende Woche war eine Woche der Angst und des Jammers. Vom 15. October ab wurde meine Pfarre in Schönefeld von den französischen Garden nicht leer, die alle Winkel durchsuchten, Alles, dessen sie habhaft werden konnten, mitnahmen und mich und die Meinigen unsäglich quälten."

Ein sächsischer Oberster vom Leib-Kürassierregiment nahm sich des bedrängten Pfarrers an, verließ ihn aber schon am 16. mit dem Bedeuten, „daß wir heute einen heißen und gefahrvollen Tag haben würden". Zum Schutze des Pfarrers ließ er drei Kürassiere zurück, die bis zum Sonntag Abend treulich aushielten. An diesem Tage verließ Magister Schmidt mit den Seinen die Pfarre, nachdem sie die werthvollsten Effecten in der Sacristei untergebracht hatten, auch die Kirchenbücher, welche bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaufreichten. In Leipzig glaubte er mehr Schutz zu finden, deshalb suchte und fand er hier bei theilnehmenden Freunden Aufnahme.

Der 17. October — ein Sonntag — verlief für Schönefeld ziemlich ruhig; doch war diese Windstille nur ein Vorbote des schrecklichen Sturmes, der Montag, den 18. October, über Schönefeld hereinbrechen sollte. Gegen Mittag ertheilten die französischen Marschälle Ney und Marmont den Befehl, Schönefeld in Brand zu stecken; zuerst legten die Franzosen Feuer im Schlosse an, welches mit all seinen weitläufigen Gebäuden bis auf den Grund niederbrannte; die bei dem Herrenhofe gelegene Wassermühle gerieth durch eine von den Russen abgeschossene Granate in Brand, das Feuermeer nahte mehr und mehr der Pfarre, Schule und Kirche, was Magister Schmidt vom Oberboden des rothen Collegs in Leipzig recht gut beobachten konnte.

Die Feuerbrände flogen bei dem starkwehenden Winde in der Luft umher und entzündeten auch den Kirchthurm in der obersten Haube, Andere wollen jedoch behaupten, daß dies durch eine über die Parthe herüberfliegende Bombe geschehen sei, weil die Alliirten bemerkt hätten, wie ihre Bewegungen vom Thurme aus beobachtet würden.

Ueber den Brand des Thurmes erstattete der Herr Cantor Pögner, welcher selbst die Schlacht in Schönefeld erlebte, folgenden Bericht: „Denken Sie sich ein stetes, starkes Oelmühlenstampfen, als wenn Sie dabei stünden und ihr eigenes Wort nicht zu verstehen vermöchten, — das war der Donner der Kanonen in der Schlacht. Wir waren betäubt! Alles Zeitgefühl war in uns erstorben, — wir wußten nicht, in welcher Zeit wir lebten. Wie die Flammen um uns heraufschlugen und über unsere Köpfe hereinbrachen, so der Kugelregen, der durch sie hinflog und wie aus ihnen herausschlug. Ich kann es beweisen, daß das Feuer im Thurm allein durch die vom Schlachtfelde hergeführten Brände — wir hatten Mittagswind, der sie brachte — entstanden ist, wenn auch sein mag, daß sie nach dem Thurm geschossen haben. Bis zum Brande der Kirche habe ich in Schönefeld ausgehalten, und es trug sich ungefähr so zu. Ich hatte einen großen Theil geräuchertes Schweinefleisch in die oberste Thurmspitze verborgen, zu welcher nur auf einer Leiter, die eine wohlberechnete Länge haben mußte, emporgestiegen werden konnte. Ich ging zu Zeiten auf den Thurm, um das Terrain zu übersehen. Plötzlich fangen die nahe liegenden Häuser und Güter an zu brennen; ich will nun die Läden in der Thurmaufsicht schließen, weil ein heftiger Wind ging, der leicht das herumfliegende Feuer in den Thurm tragen konnte; aber die Gewalt des Sturmes war so groß, daß weder ich, noch ein Anderer mit mir die Läden herumschlagen können. — Aus Furcht, es möchten uns die feindlichen Kanonenkugeln als die unberufenen Zeugen vom Thurme scheuchen, verlassen wir den Thurm und treten in das Schiff der Kirche. Plötzlich fallen mitten in die Kirche unterhalb des Thurmes brennende Feuerbüschel — Ich will die Treppe wieder hinauf, — da schreien sie unten: „der Thurm brennt!" und bald stand die ganze Kirche in Flammen." So der Bericht Pögners.

Am 18. October blieb die Schule noch stehen, sie ging erst am 20. durch die Unvorsichtigkeit des russischen Militairs in Flammen auf. Magister Schmidt fährt nun über sich selbst in seinen Nachrichten fort: „Mein ganzer aus zehn Stück bestehender Viehstand fiel den Soldaten in die Hände. Mein von der vorhergegangenen Fouragirung noch übrig gebliebenes Getreide wurde vom Feuer verzehrt, so daß ich von der ganzen schönen Ernte nicht zwanzig Scheffel behalten habe. Meine Pferde mußte ich einem französischen General gegen sechs Stück Ochsen überlassen, welches ein Handel gewesen wäre, wenn sie mir später nicht auch noch geraubt worden wären. Das wüthende, schreckliche Feuer vom Achtzehnten in der Schlacht, wo Niemand ans Löschen denken durfte, noch konnte, breitete sich im Dorfe nun immer weiter aus, ergriff die größeren Güter sowohl als die kleinen, eines nach dem anderen, und es ist in Schönefeld kein Haus völlig unversehrt geblieben. Fast alle liegen in Schutt und Asche. Die sehr wenigen noch stehen gebliebenen tragen die sichtbaren Spuren der sie betroffenen Verwüstung."

Ueber die Folgen des hartnäckigen Kampfes, der in und um Schönefeld stattfand, spricht Magister Schmidt sich folgendermaßen aus: „Das Dorf ist vier bis fünf Mal genommen worden, bald durch die Russen, bald durch die Preußen, bald durch die Franzosen, die sich hier als die Verzweifelten schlugen, aber doch endlich das Feld räumen mußten; so kann man sich vorstellen, wie es bei uns ausgesehen hat. Viele Hunderte haben in Schönefeld ihren Tod gefunden, beide große Teiche im Dorfe waren mit Leichnamen erfüllt, und auf dem vor dem Ploß'schen Gute und Gartenhause angelegten grünen Platze liegen über 70 erschossene und an ihren Wunden verstorbene Franzosen, Russen und Preußen begraben. Doch ist kein einziger unserer hiesigen Einwohner dabei ums Leben gekommen, einen alten Mann ausgenommen, welcher abhanden gekommen und nirgends hat wieder aufgefunden werden können."

Am 21. Sonntage nach Trinitatis 1813 hielt Magister Schmidt zum ersten Male wieder Gottesdienst in der Capelle der Kohlgärtner zu Reudnitz und predigte über 1. Petri 5, 6: „So demüthigt Euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er Euch erhöhe zu seiner Zeit." Den ganzen Winter über fand der Gottesdienst in der Capelle statt, nur zwei Mal in Schönefeld und ein Mal in Abtnaundorf. Das Nervenfieber trat verheerend in der Parochie Schönefeld auf, so daß die Sterblichkeit eine sehr große war.

Zur Förderung des Aufbaues der Schönefelder Kirche ließ Magister Schmidt zwei Predigten drucken, die eine Summe von 787 Thlr. 21 Gr. erbrachten, zu welchen Kaiser Franz 133 Thlr. 8 Gr. und König Friedrich Wilhelm III. durch den Kanzler Fürsten von Hardenberg 100 Thlr. eingesendet haben. Kaiser Alexander I. von Rußland soll eine kolossale, von den Franzosen eroberte Kanone der Schönefelder Kirche verehrt haben, die Glocken aus ihr zu gießen und aus ihrem weiteren Erlös den Bau mit zu bestreiten; gedachte Kanone ist aber mit der übrigen Beute abgeräumt

Feuilleton.

Ein Ferienbesuch.

Humoreske von Anton Koerger.

Nachdruck verboten.

„Du, Frau, diesmal machen wir eine billige und schöne Ferienreise. Ich habe an meinen Bruder Karl geschrieben, ob er nicht Fritzchen und Fränzchen während der Ferien auf sein Gut nehmen wolle, und er willigt ein. Gott sei Dank, hat er die Rangen in den letzten beiden Jahren nicht gesehen, sonst würde er sich für den Besuch bedanken. Wir werden also die Jungens los, bleiben hier in Berlin und fahren fleißig nach der Ausstellung. Mit Deinen beiden Bengeln wäre das ja nicht möglich."

So war er nun, der Postsecretair Brenkner. Wenn Fritzchen und Fränzchen Anlaß zum Aerger gaben, nannte er sie seiner Frau gegenüber „Deine Bengel"; wenn sie aber brav waren, was freilich viel seltener vorkam, sprach er stolz von „meinen Jungen".

Der erste Ferientag kam heran und Brenkner brachte höchsteigenhändig die beiden Knaben zum Anhalter Bahnhof, um sich selbst zu überzeugen, ob sie auch glücklich abfuhren. Als der Zug sich in Bewegung setzte, entrang sich ein Seufzer der Erleichterung seiner Brust und er murmelte befriedigt: „Vier Wochen Ruhe."

Onkel und Tante freuten sich sehr über das gute Aussehen der Knaben, und besonders die Tante war sehr erbaut davon, daß die Jungen ihrem Mittagessen alle Ehre anthaten. Nach dem Essen wurden sie vom Onkel auf dem Gute herumgeführt. Er zeigte ihnen mit Stolz seine kräftigen Mastochsen, denen er prüfend an die Rippen und an den Hals faßte, um, wie er den Kindern erklärte, zu fühlen, ob sie zunähmen. Dann ging es zum Pferdestall und zuletzt zur Fohlenkoppel, die an des Nachbars Grundstück angrenzte. „Klettert nicht etwa mal da über den Zaun, Jungens, ich vertrage mich mit dem Kerl da drüben so wie so nicht. So, nun geh' ich auf's Feld; die Tante hat in der Wirthschaft zu thun, treibt Ihr Euch ein bischen hier im Hofe herum."

Das thaten nun die beiden Knaben eine Zeit lang. Dann aber wurde es ihnen langweilig, sie gingen wieder in das Haus und kletterten von einem Stockwerk in das andere. Aus einer Bodenkammer kam ihnen ein verlockender Duft entgegen. Sie gingen hinein und schlugen erstaunt die Hände zusammen. Wohl an hundert Töpfe mit eingemachten Früchten standen neben einander. Bei der Mutter zu Hause hatten sie nie mehr als ein halbes Dutzend zusammen in der kleinen Speisekammer gesehen. Und die vielen Würste und Schinken!

„Onkel muß aber mächtig reich sein", meinte Fränzchen nachdenklich. Während dessen hatte der thatenlustige Fritz schon allerlei Versuche angestellt, um von einem der Töpfe das Pergamentpapier, das die Stelle des Deckels vertrat, zu lösen. Es ging nicht. Kurz resolvirt, nahm er sein Messer und schnitt ein kleines dreieckiges Loch in das Papier. Dann angelte er mit dem Zeigefinger hinein und brachte einige eingelegte Pflaumen heraus. „Schmeckst du prächtig!" jubelten die Jungen, und nun wurde bei einer Anzahl anderer Töpfe dasselbe Experiment vorgenommen, denn man wollte aus jedem nur wenig nehmen, „damit Tante nichts merkt".

Am nächsten Morgen besuchten Fritzchen und Fränzchen den Pferdestall. Hier mißfielen ihnen die langen Schwänze höchlichst. „In Berlin haben die Pferde bei den Droschken und Pferdebahnen alle kurze Schwänze; das ist viel feiner", meinte Fritzchen. „Onkel wird vielleicht keine Zeit haben, ihnen die Schwänze zu kürzen", war Fränzchens Auffassung. „Das könnten wir doch aber thun", schlug Fritzchen vor. Nun suchten sie im Hause nach einer scharfen Scheere herum. Da sie aber keine fanden, mußte Fritz'chen Messer herhalten. Ein Schwanz nach dem anderen wurde abgesäbelt. Schön sah es ja nicht aus, da das Messer nicht sehr scharf war und in Folge dessen recht unregelmäßig schnitt. Aber die jugendlichen Künstler waren mit ihrem Werke zufrieden.

Weniger erfreut war Onkel Karl, als man Mittag bei Tisch saß, und der Pferdeknecht hereinstürzte und entsetzt berichtete, was geschehen sei. „Die Pferde sind schon ganz wild, weil sie sich die Fliegen nicht abwehren können", rapportirte er.

„Fahr sofort nach der Stadt, Johann, und kaufe Netze für die Pferde", befahl Onkel Karl.

Dann wandte er sich an die Knaben: „Warum habt Ihr das gemacht?"

„Weil in Berlin die Pferde kurze Schwänze tragen", erwiderte Fritzchen unverlegen.

„Da siehst, die Jungen haben es nicht schlimm gemeint", fiel die gute Tante ein, als sie sah, daß Onkel Karl aufbrausen wollte. Die arme Tante; sie sollte bald merken, daß sie ihr Wohlwollen an Unwürdige verschwendet hatte. Tante Klara ging nämlich, als das Mittagessen sich dem Ende zuneigte, nach dem Boden, um noch einen Topf mit eingelegten Früchten herunterzuholen. Nach einigen Minuten kam sie ganz bleich zurück. „Denke Dir, Karl", jammerte sie, „zwölf Töpfe mit Kirschen, Pflaumen und Pfirsichen sind hin. Die Jungen haben Löcher in das Papier geschnitten und nun sind die Früchte umgeschlagen!"

„Nun, ist das auch in Berlin Mode, wie die kurzen Pferdeschwänze?" wandte sich Onkel Karl brummend an Fritzchen. „Ihr scheint mir ja recht liebe Jungen zu sein. Na, eure Dummheit und Genäschigkeit sei euch verziehen, aber bleibt mir nun von jetzt ab heraus."

Das gelobten die Jungen. Sie empfanden wirklich so etwas wie Reue und wollten gern ihr Unrecht wieder gut machen. Das thaten sie denn auf eine recht merkwürdige Weise.

Am Nachmittag schlenderten sie auf dem Gute umher und kamen an die Fohlenkoppel. Einige von den hübschen Thieren spielten übermüthig umher, andere sahen neugierig und, wie es den Kindern vorkam, ordentlich sehnsüchtig über die Balken und Stangen nach dem Nachbargarten herüber, wo die saftgrünen Rasenflächen und die schönen Beete sie zu locken schienen. „Das könnte dem schlechten Nachbar, den Onkel nicht leiden mag, gar nicht schaden, wenn die Fohlen bei ihm etwas Gras fräßen", meinte Fritzchen. Fränzchen nahm sofort den Gedanken auf. „Ich habe im Hofe eine Säge gesehen; mit der könnten wir ein paar Stangen wegsägen und dann lassen wir die Fohlen herüber."

Gesagt, gethan! Die Jungen arbeiteten mit einem Eifer, den sie in der Schule nie entwickelten. Nach einer Viertelstunde hatten sie eine genügende Bresche gelegt und brauchten die Fohlen nicht erst sehr zu ermuntern, um in den Garten hinüberzusehen. Aber o Schrecken! Fritzchen und Fränzchen hatten die Fohlen etwas Gras fressen lassen wollen und sie dann zurück in die Koppel treiben wollen. Das war aber leichter gedacht als gethan. Die übermüthigen Thiere trampelten in den Gemüsebeeten herum, rissen die Blumen ab und knabberten die jungen Obstbäumchen an. Fritzchen und Fränzchen suchten sie zurückzutreiben, aber die Fohlen schlugen aus und die Jungen wagten sich nicht an sie heran. Sie wollten sich davon schleichen und die Sache gehen lassen, wie sie eben gehen wollte, da wurden sie von je einer mächtigen Faust unsanft am Kragen gefaßt und eine zornige Stimme rief: „Was habt Ihr denn da gemacht, Ihr verdammten Bengel?"

Das war Herr Franke, der Gutsnachbar. Daß er kein guter Nachbar sei, sollten sie gar bald erfahren, denn ohne sich Zeit zu nehmen, sie zu fragen, woher sie kämen der Fahrt, noch wie ihr Nam' und Art, bearbeitete er sie auf eine Weise, um die ihn Papa Brenkner beneidet hätte. Ja, so eine breite ländliche Hand leistet doch mehr als die eines Postsecretairs! Dann erst fragte er sie, wer sie wären.

„Das werden wir unserem Onkel Karl sagen, daß Sie uns so gehauen haben", heulte Fritzchen.

„Was, Ihr seid die Neffen von meinem lieben Nachbar Brenkner? Na, da kommt mal gleich mit." Und jeden der Jungen bei einem Ohre nehmend, ging er auf den Nachbarhof, wo eben Onkel Karl, vom Felde kommend, eintraf. Herr Franke kündigte dem Onkel an, daß er den Schaden abtaxiren lassen und dem Onkel eine Rechnung zusenden würde. Das Gespräch zwischen den beiden ohnehin verfeindeten Männern trug natürlich keinen sehr freundlichen Charakter, und als Herr Franke gegangen war, machte Onkel Karl seiner Erregung in einer Reihe sehr heftiger Armbewegungen Luft, denen durch Fritzchen's und Fränzchen's Backen- und Rückenende passiver Widerstand geleistet wurde.

Das war für Fritzchen und Fränzchen zu viel. Statt der gehofften Anerkennung hatten sie zweimal Prügel bekommen, und was für welche! Mit dem Gefühle, sich rächen zu müssen, gingen sie zu Bett.

Andern Tags war Sonntag. Onkel Karl wollte am Vormittag seinen Sachwalter — Wochentags hatte er der herannahenden Ernte wegen keine Zeit — in der Stadt besuchen. Zu diesem Zwecke hatte er sich in seinen neuen hellen Sommeranzug, auf den er sehr stolz war, geworfen. Der Wagen war bereits angespannt, Onkel Karl aber wollte sich erst noch ein Mal am Anblick seiner geliebten Mastochsen weiden. Er trat in den Stall und faßte dem nächststehenden Ochsen an die Rippen. Das Resultat war sehr befriedigend; das Vieh nahm gut zu. Schmunzelnd trat er zum zweiten, aber als seine Hand hier an die Rippen fühlte, griff sie in eine widerliche, glibbrige Masse. Unwillkürlich rieb Onkel Karl, um das häßliche Gefühl von seiner Hand loszubekommen, die Hand am Beinkleid und Rock. Im nächsten Augenblicke aber erfaßte ihn bittere Reue, denn auf seinem Anzuge zeigte sich nun wiederholt das Abbild seiner Hand, dargestellt von — Wagenschmiere. Onkel Karl brüllte vor Wuth, wie der verwundete Ares, so daß Alles auf dem Hofe zusammenlief. „Wer war im Ochsenstall?" schrie der Gutsherr.

„Gnädiger Herr, ich habe vorhin die jungen Herren, Ihre Neffen, hineingehen sehen", erwiderte zögernd die Großmagd.

Fritzchen und Fränzchen wurden herbeigeholt und bequemten sich zu einem Eingeständniß. Onkel habe ihnen gleich am ersten Tage gezeigt, wo er die Ochsen anfasse, da hätten sie die Stellen bei einigen Ochsen eingeschmiert, um den Onkel zu erschrecken.

Dem Onkel zuckte es in den Händen, die Lection vom vorigen Tage verschärft zu wiederholen. Plötzlich aber durchfuhr ihn ein Gedanke, und sein Gesicht wurde von einer beängstigenden Freundlichkeit überstrahlt.

„Meine lieben Kinder", begann er mit milder Stimme, „die Landluft bekommt Euch nicht. Heute gegen Abend geht ein Zug nach Berlin, der Euch zu den lieben Eltern bringen wird. Die Tante wird Euch 'was Gutes zu essen mitgeben und auch für Eure Eltern was Nettes einpacken. Ich werde Euch das Reisegeld geben und Jedem noch einen Thaler extra schenken, dafür sollt Ihr Euch in Berlin was Hübsches kaufen, damit Ihr noch oft an den guten Onkel Karl denkt."

* * *

Postsecretair Brenkner's waren am Nachmittage in der Ausstellung gewesen. Abends hatte es ein sehr gutes Abendbrod gegeben, denn jetzt, wo die Jungen fort waren, hatte Frau Brenkner ja Zeit, die Küche gut zu versorgen. Nun saßen die Eheleute vergnügt auf dem Sopha. „Siehst Du, Alte", sagte Brenkner, und schlang seinen Arm zärtlich um die Gattin, „mein Gedanke mit den Jungen war gut. Mir ist ordentlich, als ob wir wieder jung verheirathet wären".

Ein scharfes Klingeln unterbrach seine Rede. „Wer kann denn jetzt kommen?" Das Mädchen öffnete das Entrée, die Eheleute blickten gespannt nach der Zimmerthür.

„Alle guten Geister!" stöhnte Brenkner, als Fritzchen und Fränzchen eintraten.

„Alle guten Geister!" echote Frau Brenkner mit bleichen Lippen.

„Onkel hat uns gesagt, wir sollen nach Hause fahren", erklärte Fritzchen unverfroren, „er hat uns auch einen Brief mitgegeben."

Der Vater riß ihm den Brief aus der Hand und las:

„Lieber Oskar!

Ich verstehe so vollkommen, daß Du Deine Jungen während der großen Ferien los werden willst! Da Du als Beamter nur bescheidene Mittel hast, bin ich gern bereit, Dir jährlich eine Summe zur Verfügung zu stellen, damit Du die Jungen während der Ferien in eine Pension geben kannst. Das kommt auch immer noch viel billiger, als wenn sie bei mir sind. Nichts für ungut. Herzliche Grüße

Dein Karl."

Herrn Brenkner's Ferienträume waren vernichtet.

SLUB
Wir führen Wissen.